

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 49.

Sonntag, den 6. Dezember

1914

Der Amtschreiber vom Klosterhof.

Kriegsskizze von Ludwig Blumke.
(Nachdruck verboten.)

„Und zu Hause bleibe ich unter keinen Umständen, Fräulein Grete. Wenn es wirklich losgehen sollte, dann melde ich mich freiwillig bei den Königsberger Grenadieren,“ rief Paul Krämer, der schmide Amtschreiber vom Klosterhof, voller Begeisterung aus, nachdem er der blonden Stütze der Hausfrau mit gehobener Stimme den Artikel von der drohenden Kriegsgefahr aus der Morgenpost vorgelesen hatte. — Das junge Mädchen schaute ihn angstvoll an mit den großen wunderschönen Blauaugen:

„Aber Herr Krämer, Sie sind doch militäruntauglich. — O Gott — der Krieg!“

„Ich wurde allerdings damals vor drei Jahren nach Hause geschickt, weil ich infolge einer überstandenen schweren Lungenentzündung stark heruntergekommen war. Aber heute? — Alles ist ausgeheilt. Ich bin kerngesund, und keiner im Dorf nimmt es an Körperkraft mit mir auf. Da müßte ich mich doch zeitlebens schämen, wollte ich daheim hocken. Nein, nein, nichts soll mich zurückhalten! Und der Oberst kennt mich. Er war doch oft zur Jagd bei uns. Ich brauche ihn nur an meinen verstorbenen Vater, den alten Hegemeister Krämer mit dem Eisernen Kreuz, zu erinnern, dann nimmt er mich an. — Doch Sie sehen so ernst und traurig aus, Fräulein Gretchen. — Wäre Ihnen der Gedanke, daß ich fort muß, wirklich schmerzhaft?“

Dunkle Röte stieg verräterisch in des schönen Mädchens zarte Wangen. Die langen, seidigen Wimpern senkend, erwiderte sie: „Ich bin ja selber ein Soldatenkind. Drei Brüder von mir müssen ins Feld. Daß Sie nicht zu Hause bleiben wollen, kann ich wohl verstehen, Herr Krämer. Und — und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich für Sie zu Gott beten werde wie für meine Brüder.“

Da ergriff der Amtschreiber mit Ungeßüm ihre kleine Hand und fühlte sich auf einmal so glücklich, daß er hätte laut aufjauchzen mögen: Gretchen liebte ihn, ja, das unterlag keinem Zweifel. Bis heute hatte er immer noch nicht so recht daran glauben können, aber jetzt wußte er es. Und darum wollte er ihr sofort sein übervolles Herz ausschütten, ihr gestehen, daß er sie schon längst wie ein höheres Wesen verehrt und Tag und Nacht nur an sie denke. — Allein, er kam nicht zu einer Liebeserklärung, denn gerade in diesem Augenblick tauchte des Hofinspektors Janitschke lange, dünne Gestalt hinter den Kastanienbäumen auf. Graugrün sah dieses Paul Krämer so unympathischen Mannes knochiges Gesicht aus. Eifersucht und Bosheit sprachen nur zu deutlich aus den schwarzen, unruhigen Augen. Sollte er sie belauscht haben?

„Krieg gibt es! Kann sein, daß wir in acht Tagen die Russen bei uns im Quartier haben,“ sagte der Lange, und das Klang beinahe wie triumphierende Schadenfreude. Aber der Amtschreiber entgegnete sehr gelassen:

„Wir wissen bereits, wie es steht. Ich habe hier die neueste Zeitung. Und wir fürchten uns nicht vor den Russen.“

„Dann ist's ja schön!“ knurrte der Inspektor und ging weiter. Nur gut, daß die beiden den gräulichen Fluch nicht hörten, den er ausstieß. O, der Janitschke war ein gefährlicher Mensch. Und Paul Krämer haßte er schon längst tödlich, weil der nur gerade Wege wandelte und vor allem, weil die schöne Grete Soldat ihn so auffallend bevorzugte. Dieses reizende Geschöpf, das er selber so gern in seine Netze gelockt hätte und das ihn doch immer wieder abblitzen ließ, wenn er einen Annäherungsversuch wagte. —

Da jetzt auch der alte Kammerherr v. Osterfeld auf der Schloßterrasse erschien, so trennten Paul und Grete sich. „Krämer,“ rief der greise Edelmann, „bringen Sie mir die Zeitung!“

Und als er einen Blick hineingeworfen, sprach er mit gerunzelter Stirn:

„Das wird sehr bedenklich! Wir werden es nicht nur mit einem Gegner zu tun kriegen. Ich wollte, daß mein Sohn mit seiner Familie erst zu Hause wäre. — Bald sind die Jüge ausschließlich fürs Militär bestimmt. — Der Himmel bewahre uns vor einem Einfall der Russen! Wir wohnen nur vier Meilen von der Grenze. hm, hm, fatale Geschichte!“

Damit begab der Achtzigjährige sich, schwer auf seinen Krüdstock gestützt, wieder ins Schloß, voller Sorgen und Aufregung: Sein Sohn, der Besitzer des Ritterguts Klosterhof, mit Weib und Kindern auf der Nordlandsreise. — Was sollte werden, wenn sie nicht mehr herantämen? — Dokumente und Wertgegenstände müßten doch schon heute in Sicherheit gebracht werden. — Da lagen im Silberschrank so überaus wertvolle Kleinodien: Brillantbrotschen, goldene Ketten, Ringe und was es sonst noch alles war. — Und dann die uralten Handschriften alle die Pergamente, die unbezahl-

baren Schriftstücke, an denen der gelehrte alte Herr mit ganzer Seele hing. — Ja, das alles müßte noch heute geborgen werden. Morgen könnte die Kriegserklärung da sein, und dann die Russen — Aber weder der Diener noch Paul Krämer sollten erfahren, wo die Schätze verborgen wären. Ganz allein wollte der Kammerherr alles in die große, eisenbeschlagene Truhe stecken und diese dann nach der Stadt fahren, zum Bankier Rosenthal, in dessen Stahlkammer würden sie sicher sein.

Mit beinahe kindischem Eifer machte der alte Herr sich sogleich ans Werk. Und es wurde ihm blutjauer, die schweren Folianten in den Keller, wo die Truhe stand, zu schleppen. Aber nun war es geschehen. Neuchend öffnete er jetzt auch den Silberschrank.



König Friedrich August mit dem deutschen Kronprinzen bei der Besichtigung einer eroberten französischen Ortschaft.

Da stand zunächst eine silberne Kassette, in der sich die wertvollsten Schmuckfachen befanden. Er nahm sie mit Tränen in den Augen in beide Hände und wartete unsicheren Schrittes abermals nach unten. Zwischen die Schrifttude wurde das Kästchen gesetzt und mit vergilbten Zeitungen bedeckt. — So, jetzt aber eine kleine Ruhepause. Nun erst hinauf und den Schrank verschlossen, damit Johann nicht etwa — — O, dieser Schwindel! — Was ist denn das nur? Mit Mühe nur vermochte Herr v. Osterfeld den Silberschrank zu verschließen und das Sofa, auf dem er rasten wollte, zu erreichen. — Herr des Himmels! — ein Schlaganfall. Die Aufregung — die Anstrengung. —

Am nächsten Morgen traf der Rittmeister a. D. v. Osterfeld mit seiner Gattin und den drei noch unerwachsenen Töchtern auf Rittergut Klosterhof ein. Paul Krämer trat den Herrschaften blaß und verstört entgegen. Es war ihm ganz gewiß nicht leicht, sie mit der Trauerbotschaft zu empfangen, daß der alte Herr gestern nachmittag seinen Geist aufgegeben habe. — Welch eine Aufregung gab das! — Zu all dem andern nun auch noch dieser plötzliche Todesfall.

Das Begräbniß war vorüber. Der Kaiser hatte sein Volk zu den Waffen gerufen. Morgen wollte Herr v. Osterfeld zur Armee abreißen und Paul Krämer sich als Freiwilliger melden. Aber zuvor sollten erst noch mehrere Wagenladungen mit Möbeln, Gemälden und Wertsachen zur Stadt befördert werden. — Die Schlossherrin hatte den Silberschrank geöffnet und war dabei, alle ihre Schätze in Kisten und Koffern unterzubringen. Da entdeckte sie mit Entsetzen, daß die silberne Kassette fehlte. — Herr des Himmels, wo konnte die sein? Ein Diebstahl, schon ehe der Feind die Grenze überschritten. — Ja, gestohlen mußte sie sein mit den Juwelen im Werte von mindestens hunderttausend Mark. — Doch wer könnte sie genommen haben? Gerade die Kassette. Alles andere stand unberührt da. — Johann, der alte Diener, Fräulein Soldau, die Mamsell, die Mägde, niemand von ihnen wußte etwas von den Schätzen, die sie barg. Der Amtschreiber Krämer? — Ja, der hatte einmal dabei gestanden, als Frau v. Osterfeld den Inhalt des Kästchens dem Professor Liebesmann zeigte — doch Krämer — nein, nein — unmöglich! —

Eine große Untersuchung wurde sofort eingeleitet. Der Gendarm kam. — Umsonst! —

„Herr Rittmeister,“ sagte am Abend der Hofinspektor Janitschek mit geheimnisvoller Miene zu seinem Herrn, „ich hätte eine Mitteilung zu machen. Will zwar niemand unrecht tun, aber ich halte es für meine Pflicht, einen Verdacht zu äußern, den ich nun mal nicht los werden kann: der Amtschreiber hat gewußt, welche Kleinodien die Kassette birgt. Er war ja auch immer um den verstorbenen alten Herrn. Gestern Abend, als die Herrschaften noch in der Stadt weilten, sah ich ihn vom Park aus mit einem Licht die Treppe hinaufsteigen. Wohl eine Viertelstunde war er oben. — Wenn die gnädige Frau die Schlüssel in der Verwirrung auf dem Tisch des Speisesaals hat liegen lassen, wie es heute hieß, dann wäre es Krämer doch ein Leichtes gewesen.“

„Ach, Unsinn, Janitschek, verdächtigen Sie nicht den Sohn vom alten Hegemeister!“ unterbrach der Schlossherr den falschen Menschen sehr unwirsch. „Sie haben sich entschieden geirrt!“

„Herr Rittmeister, ich könnte meine Behauptung beschwören. Den Lichtschein sah übrigens auch der Gärtner.“

„Werde mit Krämer reden. Aber halten Sie den Leuten gegenüber Ihren Mund, damit nicht dummes Geschwätz entstehe.“

Paul Krämer saß ahnungslos in seinem Stübchen im Erdgeschoß des Schlosses und träumte von Heldentaten und Kriegserlebnissen, als plötzlich der Herr Rittmeister eintrat. „Krämer, waren Sie gestern Abend noch oben?“ fragte Herr v. Osterfeld sichtlich verstimmt. — Der Amtschreiber fuhr zusammen. Was sollte er darauf antworten? Ja, er war tatsächlich noch einmal nach oben gegangen, um Gretchen, deren Zimmer sich dort befand, die beruhigende Mitteilung zu machen, daß alles dummes Geschwätz sei, was die Leute von heranrückenden Kosaken berichtet hätten. Aber das geliebte Mädchen schlief bereits, und niemand hatte ihn gesehen. Könnte es nicht zu peinlichem Gerede Anlaß geben, wenn er jetzt die Wahrheit sagte? Verwirrt stotterte er in größter Verlegenheit: „Nein, Herr Rittmeister — das muß auf einem Irrtum beruhen.“ —

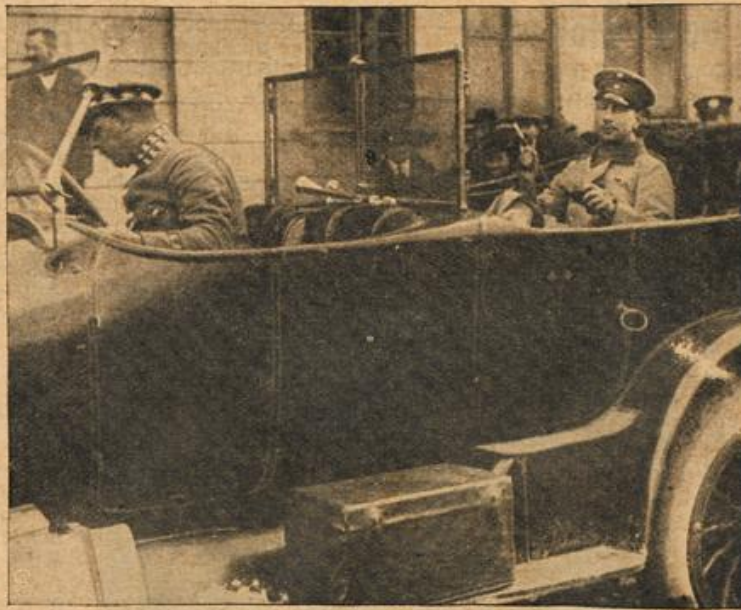
„Aber Sie sind gesehen worden. Warum erröten Sie denn? Krämer, da stimmt etwas nicht. Sie waren bisher ehrlich und zuverlässig. Ich kannte Ihren Vater als einen Ehrenmann. Krämer, haben Sie etwas einzugestehen? Sie wollen ins Feld ziehen.“ —

„Herr Rittmeister — da ist wirklich nichts — nein, rein gar nichts zu gestehen. Ich — ich war allerdings — ja, das gebe ich zu. — Ich war mit Licht oben, um, um zu sehen — ob die Herrschaften zurück wären.“ —

„Das ist eine Lüge!“ fuhr Herr v. Osterfeld ihm in höchstem Zorn ins Wort. „Junger Mann, jetzt traue ich Ihnen nicht mehr! Wo ist die silberne Kassette? Sie wissen es!“ —

Es war dem Amtschreiber, als habe ihm jemand einen Schlag ins Gesicht versetzt. Erst jetzt begriff er. — Je mehr er seine Unschuld beteuerte und sich zu verteidigen suchte, je aufgebracht wurde der mißtrauische Herr. Und das Ende vom Liede war, daß Herr von Osterfeld an den Gendarm telefonierte, er solle kommen und den Verdächtigen in Untersuchungshaft abführen. —

Welch eine Nacht brach an für Paul Krämer! — Da saß er nun in der engen Zelle, konnte keinen vernünftigen Gedanken mehr fassen, litt Höllenqualen und sah nirgend einen Ausweg. — Für einen Dieb hielt man ihn, verurteilt würde er werden, ohne Zweifel, des Königs Rod durfte er nicht tragen, und — Gretchen — ja, was sagte wohl Gretchen dazu!? — Glaubte sie auch an seine Schuld? — Laut jammernd warf er sich auf sein hartes Lager und glaubte den Morgen nicht zu erleben. Da schien ein Sternlein so hell und leuchtend zum vergitterten Fenster hinein wie ein freundliches Auge des ewigen Vaters im Himmel. — Ein schwacher Hoffnungsstrahl fiel in des Gefangenen verzagtes Herz: der Herrgott lebt noch. Er weiß, daß du unschuldig bist!



Der von seiner Verwundung genesene Prinz Joachim von Preußen lehrt ins Feld zurück.

Alle wußten es jetzt im Schloß, auf dem Gutshof, im Dorf, daß der Amtschreiber Krämer die Kassette gestohlen hatte. Und Janitschek sagte mit triumphierendem Lächeln:

„Ich hab's lange gewußt, daß dem Menschen nicht zu trauen ist. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht.“ —

Nun würde, so hoffte dieser Falsche zuversichtlich, auch das schöne Fräulein Grete anderer Meinung werden. — Wie sah sie nur blaß und verzweifelt aus! Untröstlich schien sie, und immer wieder nahm sie Partie für Paul Krämer, trotzdem dieser doch so gut wie überführt war. Rein, sie glaubte nicht an seine Schuld. Und das sollte Paul auch zu wissen bekommen. Sie schrieb ihm einen langen Brief, indem sie ihn tröstete, wie eben nur ein liebendes Herz zu trösten vermag. —

Zwei Wagen mit Sachen aller Art waren bereits abgefahren. Jetzt wurde der dritte beladen. „Was — die Truhe ist schon vollgepackt?“ fragte die Schlossherrin überrascht, als sie diese öffnete, um Kleidungsstücke und Wäsche darin zu bergen. Die alten Scharteken! Wer hat das angeordnet? Sollte mein verstorbener Schwiegervater das etwa hier verpackt haben? Aber Bücher und Papiere werden die Russen nicht stehlen. Fräulein Soldau, helfen Sie doch bitte, die Truhe ausräumen. Zunächst die wichtigsten Sachen, nachher das Gerümpel!“ —

Sofort machte Gretchen sich an die Arbeit. Und da — ja — was ist denn das? — Was fällt da aus dem vergilbten Zeitungspapier mit lautem Klirren auf die Steinfliesen? —

„Herr des Himmels! — die Kassette!“ schreit Frau v. Osterfeld. „Die gestohlene Kassette! — Wie ist denn das nur denkbar?!“

„Herrn Krämers Unschuld erwiesen!“ vermag Grete nur zu stammeln. „Das Amtsgericht muß sofort benachrichtigt werden.“ —

Da steht auch schon der Hofinspektor Janitschek, Mägde, Mamsell, der Diener, alle sind zur Stelle. — Die Kassette gefunden. — Gottlob, Krämer unschuldig. — Janitschek allein knirscht mit den Zähnen und unterdrückt mühsam einen grimmen Fluch. —

„Soll ich ans Amtsgericht telefonieren?“ fragte Fräulein Soldau voll peiniger Ungeduld. — „Lassen Sie, lassen Sie,“ wehrt die Herrin ab. „Der Inspektor wird sofort hinüber reiten und alles berichten. Der verstorbene alte Herr hat zweifellos kurz vor seinem Tode die Kassette zugleich mit seinen alten Büchern und Schriftstücken hier in der Truhe verwahrt. Das ist die Lösung. Es tut mir furchtbar leid, daß der Amtschreiber unschuldig leiden mußte. Aber ich werde es gut zu machen wissen. — Reiten Sie, was das Pferd laufen kann, Janitschek! Krämer muß

sofort aus der Haft entlassen werden. Warten Sie, ich schreibe schnell ein paar Worte auf, damit der Herr Amtsrichter nicht etwa mißtrauisch ist.“

Der Hofinspektor machte ein Gesicht, als habe man ihm Essig zu trinken gegeben. Doch er mußte gehorchen. —

Paul Krämer hatte Gretchens Brief erhalten. Nun wußte er, daß dieses Wesen, an dessen Meinung ihm so unendlich viel lag, nicht an seine Schuld glaubte. Und er wußte noch weit mehr: Grete liebte ihn, sie litt mit ihm. Das mußte er zwischen den Zeilen lesen. O, das gute Mädchen! Welch ein süßer Trost! Langsam wie die schrecklichen Stunden der Nacht, schlichen auch die des Vormittags dahin. — Es war Mittagszeit jetzt. Da — lebhaftes Sprechen aus dem Korridor. Des Richters Stimme. Natürlich sollte das Verhör fortgesetzt werden. — Nur Ruhe, Ruhe und Besonnenheit! Nicht wieder so konfuse Antworten wie gestern abend! — Der Wärter öffnete die Zellentür. Ein älterer Herr mit scharfgeschliffenen Brillengläsern tritt ein. — Das ist der Amtsgerichtsrat Wellner. Aber wie milde und freundlich sieht sein gestern so strenges Gesicht heute aus. Die Hand reicht er dem Gefangenen und mit bewegter Stimme spricht er: „Herr Krämer, Sie sind unschuldig und dürfen das Gefängnis sofort verlassen.“

Was er noch weiter sagte, hörte der Ueberglückliche nicht mehr. Fünf Minuten später befand er sich auf dem Wege nach Klosterhof. Nur das Eine vermochte er zu denken: „Nun darfst du doch mit, und Gretchen ist dein!“

Im Schloßpark kam Gretchen dem Heimkehrenden mit Freudentränen in den Augen entgegen. Und sie wehrte ihm nicht, als er sie wortlos in seine Arme schloß und ihr glühendes Antlitz mit heißen Küffen bedeckte. Ja, sie war sein. Und welch ein Empfang wurde dem schlichten Amtsschreiber im Schlosse! Alles beglückwünschte ihn, jeder freute sich mit ihm. — Nur Janitschek allein stand mit erzwungenem Lächeln abseits, voll Groll und Eifersucht. Er würde seinen Nebenbuhler niemals aus dem Felde schlagen. Das war ihm zur Gewißheit geworden.

Am Nachmittag reiste Paul Krämer nach Königsberg, und schon am nächsten Tage trug er mit freudigem Stolz die feldgraue Uniform. Nur noch wenige Wochen Geduld, dann sollte sein Gretchen es erfahren, daß er ihrer Liebe würdig, dann dürfte er es ihr beweisen, daß er ein ganzer Mann war.

Kriegsgefangenen in England.

Nach Berichten
von Marte Sorge.
(Nachdruck verboten.)

Die unerhört scharfen Maßnahmen, die sich gegen all die Tausenden deutscher Untertanen richten, die ihr Verurteil bei Kriegsausbruch innerhalb des englischen Machtbereichs fand, geben Zeugnis, daß es England nur darauf ankommt, Deutschland und Oesterreich in jedem einzelnen Untertan, dessen es habhaft werden kann, zu treffen, einerlei, ob die hilflos ihm ausgelieferten Deutschen und Oesterreicher gesundheitlich geschädigt, ja ganz zu Grunde gerichtet werden.

Am Dienstag, dem 4. August, war die Stimmung schon sehr gehässig in der Bevölkerung. Der letzte Zug, der Deutsche zum Hafen brachte, war von einer Menschenmenge bei der Abfahrt umstellt. Als er abging, riefen zwei Polizisten: „Hipp, hipp, hurra, da fahren die letzten „Deutschen Würste“ ab,“ und alles brüllte mit und spottete: „Wenn sie wiederkommen, kriegen wir sie in einer Pferdewurst.“

Den Deutschen gegenüber begannen nun die Drangsale. Es ist bekannt, daß sich jeder Deutsche binnen einer kurzen Zeit — in den deutschen Kirchen war es angeschlagen — melden mußte, daß er unter Androhung gräßlicher Zuchthausstrafen nicht eine Zone von 5 englischen Seemeilen (5 Stunden) überschreiten durfte; jeder, der ein Gewehr, einen Revolver, einen photographischen Apparat, ein Rad, Motorrad und Auto hatte, oder, o furchtbare Waffe — etwa Tauben hielt, mußte alles unverzüglich abgeben. Telephon wurde sofort abgeschnitten. Dabei begann Angeberei, ja Spitzelwesen, kräftig emporzublühen. 15 junge Leute, die sich nicht von ihren Tauben trennen wollten, und diese

verheimlicht hatten, wurden erschossen, ebenso ein in der Nähe von Oxford schon verschiedene Jahre praktizierender junger Arzt, der sich aus Liebhaberei einen Funkenapparat in einem Zimmer selbst gebaut hatte. Er wurde spät abends eingeliefert und am andern Morgen ohne Aburteilung erschossen.

In dieser allgemeinen Deutschenhege bewahrten, dies sei ihnen hoch angerechnet, die englischen Wahlweiber eine menschlich wohlwollende Haltung gegen die hilflosen Deutschen und Oesterreicher. Man hatte sie bei Beginn des Krieges, da sie ruhiges Verhalten versprochen, aus den Gefängnissen entlassen. Sie entsfalteten dann sogleich nach dem Einsetzen der harten Verordnungen gegen unsere Landsleute eine gegenständige Tätigkeit. Sie errichteten am Hafen Bureaus mit weithin sichtbaren Schildern. Auf diesen stand zu lesen, daß sie sich der hilflosen Frauen und Mädchen deutscher und österreichischer Nation mit Rat und Tat annahmen wollten, sie gaben ihnen, so weit ihre Räume reichten, Unterkunft und halfen ihnen, so lange es ging, mit Geld zur Abfahrt aus England aus.

Das Fräulein, das dies berichtet, lebte, obgleich auch gemeldet, zunächst unbehelligt bei ihrer Dame. Nur wurde das Telephon sofort abgeschnitten.

Eine Fahrt mit ihrer Frau brachte dem Fräulein viele Drangsale: so sollte sie zuerst nicht im Auto die Reise nach Schottland machen dürfen, sondern nur im Eisenbahnzug; dann wurde die Fahrt erlaubt, aber nur bei geschlossenen Fenstern des Autos. In Edinburgh, wo die beiden Reisenden im Hotel übernachteten mußten, wurde die junge Deutsche von der Abendtafel weg verhaftet und man wollte ihr nicht erlauben, zu übernachten. Nur der Fürsprache ihrer Herrin verdankte sie endlich ein Nachtlager im Hotel. Das Schloß der Dame in Schottland lag nahe einem Hafenort. Es war nun dem Fräulein streng untersagt, diesen Ort aufzusuchen — die Spionenfurcht trieb die häßlichsten Blüten.

Ein äußerst tüchtiger Fabrikbesitzer des deutschen Namens Holzapfel, der ein Farbwerk in Newcastle besaß, dort, wo er seit mehreren Jahrzehnten lebte, das Amt eines Konzuls verwaltete, und sich der größten Beliebtheit erfreute, mußte nach Ausbruch der deutsch-englischen Feindseligkeiten mit ansehen, wie sein ganzes schönes Heim, der Sammelplatz der dortigen Einwohnererschaft zerstört wurde; er selbst wurde als Spion verfolgt, so daß er, jetzt vollständig gebrochen, fliehen mußte.

Im Gefangenen-Lager.

Als in England die deutschen Siege bekannter wurden, und als schon Deutschen-Hege in London stattgefunden hatten, wurde die junge Deutsche nach ihrer Rückkehr dahin eines Abends von zwei Geheimschutzeinheiten festgenommen. Noch etwas einzupacken, wurde ihr verweigert. Die Schutzleute wollten das Fräulein

auf der Straße am Handgelenk fassen, unterließen es aber auf den mutvollen Widerspruch der Dame. Auf der Polizei wurde ihr gesagt: „Die Deutschen machen große Fortschritte, sie stehen schon bei Reims, die Erbitterung wächst gegen die Deutschen deshalb im Lande ungeheuer; wir müssen darum schon um ihrer eigenen Sicherheit willen die Deutschen in die Gefangenenlager bringen.“ Welch elende Heuchelei! Das Fräulein kam nun in ihrer wenig auf Nachfröste eingerichteten Kleidung in das Gefangenenlager von Aldershot.

Der Kennplatz ist dort zweimal umhegt; das innere Gehege ist so von Stacheldraht durchwirrt, daß es ganz unmöglich sein würde, darüber zu entfliehen; am oberen Rande des Geheges läuft noch eine elektrische Leitung hin. So kostbar sind den Engländern ihre gefangenen Feinde — freilich nur harmlose Zivilisten!

Das Lager hat viele Leinwandzelte von der Größe von 3 Metern im Geviert, sie sind zur Aufnahme von etwa 20 Gefangenen bestimmt. Auf der bloßen Erde ist etwas Stroh ausgebreitet; die erste Zeit gab es nicht mal dies. Bei dem feuchten englischen Klima geht Sturm und Regen sehr oft von oben auf die armen hier ohne jeden Schutz gegen Wetterunbilden zusammengedrängten Menschen nieder.

Soldaten der Territorialarmee, Burschen von der schlechtesten Lebensart, sind die Wächter vor diesen Zelten, je zwei bewachen eins. Und sie ergehen sich gegen ihre Unterstellten in der unfähigsten Weise in Verwünschungen oder Anpöbelungen, sodaß,



Gregattenkapitän von Müller,
der Kommandant des Kreuzers „Emden“.

wie das Fräulein erzählt, Kinder, die Englisch verstanden, zu bebauern wären, wenn sie die rohen Kerle hörten.

Nachts drängten sich die Gefangenen im Zelte zusammen, um sich zu wärmen. Es regnete von oben stark herein. Früh wurden Brotstücke hereingeworfen, dazu geschmackloser Tee. Mittags gab es dünnen schwarzen Tee in einem Gefäß für alle, abends ein Stück Brot. Jeder Ankömmling erhielt eine Nummer. Unsere Gewährsmännin eine Nummer über 1000. Mit der Nummer wurden die Gefangenen aufgerufen: hatte man diese vergessen und bat, nochmals nachzusehen, welche Nummer dem Namen beigegeben war, so gab es Grobheiten.

Die in einem Zelte zusammengebrachten deutschen Frauen und Kinder, von denen viele bitterlich weinten, suchten sich zu erheitern, ja sie sangen sogar zuversichtlich „Deutschland, Deutschland über alles“ und „Die Wacht am Rhein“ und andere deutsche Lieder. Aus keinem der Zelte durfte man mit einem anderen verkehren. Man durfte nur eng im Kreise um das Zelt gehen.

Die Dame des jungen Mädchens, die ihre Landsleute in der Gefangenschaft beschämte, hatte aber nicht gerührt und versuchte, ihre Gesellschaft zu befreien. Am zweiten Morgen, wieder stark durchgefroren und erkältet, wurde das Fräulein zur Verwaltung des Lagers gerufen.

Losgekauft.

Als die Deutsche diese betrat, kam ihr ihre Dame entgegen und teilte ihr mit, daß sie frei sei und nach Deutschland reisen könne. Die Engländerin hatte sie durch Hinterlegung einer hohen Summe, wohl 1000 Mark, befreit. Dazu hatten mit ihr sechs Damen der Londoner Gesellschaft mit Unterschriften für sie gutgesagt, daß sie keine Spionin sei!

Dies war beglückend für das junge Mädchen, das sicher ebenso wie tausend andere der ungenügenden Verpflegung nicht gewachsen war.

Wußte sie doch aus der deutschen Kirche, in der Pfarrer Wardenberg so unermüdlich für seine Deutschen sorgte, daß es in den anderen großen Kriegsgefangenenlagern noch weniger Fürsorge gäbe, ja, daß weder für Erkrankte noch Schwache eine besondere Fürsorge bestand. Allsonntags hatte sie gehört, wie dieser treue Hirte bat, den Opferstod zu bedenken, um allen denen, die nichts, aber auch gar nichts mehr ihr eigen nannten, und nur auf die armselige Hunger-Ernährung angewiesen waren, eine kleine Geldhilfe ins Lager senden zu können. Krankheit herrschte stark in den Lagern.

Bis zum Schiff gab es, da das Fräulein keine Heimatpapiere bei sich hatte, noch vielerlei Umstände, doch sind diese mit dem Kriege zurechtzubringen. Dagegen erhielt die junge Deutsche noch einmal am Bord eine kleine Lehre von der britischen „Noblesse“. Man ging abends gegen 10 Uhr aufs Schiff. Das Fräulein war scheinbar die einzige Deutsche und wahrscheinlich dem Kapitän schon angekündigt. Als sie nun sogleich ihre Schiffspapiere vorzeigen wollte, hieß es: „Sie haben zu warten; erst kommen englische „Gentlemen“ dran. Sie wurde dann mit einer Kette in einem kleinen Eckplatz abgesperrt. Man nahm nun erst den Engländern und vielen Holländern die Schiffspapiere ab; das Fräulein stand von abends 10 Uhr bis früh 4 Uhr noch immer in Nachtkälte und im Sturm. Die letzten vier Holländer, die auch so lange oben auf Deck hatten warten müssen, waren dann so menschlich, darum zu bitten, daß das Fräulein vor ihnen abgefertigt werde. Dann kam wieder durch eine englische Dienerin die Leibesdurchsuchung bis auf die umgekehrten Strümpfe, und dann durfte die Deutsche, der „böse Feind“ endlich zur Ruhe gehen!

In Holland.

wurde das Fräulein sehr gütig vom holländischen Konsul behandelt. Deutlich war die deutsch-freundliche Stimmung zu merken, und man sagte dem jungen Mädchen, bis vor kurzem sei die Stimmung in Holland nicht sehr deutschfreundlich gewesen, aber nach dem Fall Antwerpens, bei dem die englische kalte, eigennützige Politik eine recht ungewöhnliche Rolle gespielt habe, ja der Abzug der Engländer einem Verrat an Belgien gleichgekommen wäre, hat

sich die Zuneigung Hollands mit einem Schlage Deutschland zugewendet; auch in Belgien brähe sich eine andere Ansicht Bahn.

Welche Freude aber empfand das junge Mädchen, das so oft Bitteres in den Kriegswochen aus dem Munde angesehener Engländer über die deutsche Kriegsführung, so viel Ironisches über angebliche deutsche Kriegsmißfolge gehört und so viel unflätige Presseauslassungen gelesen hatte, als sie, auf deutschem Boden angekommen, von der herrlichen, einzigartigen Erhebung Alldeutschlands erfuhr und von den deutschen Siegen las!

Der Feuerwurm.

Humoreske von Werner Gronwille Schmidt.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Dürfte ich Sie zu einer kleinen Unterredung unter vier Augen auf einen Moment hinausbitten, Herr Medizinalrat!“ flüsterte er.

Etwas befremdet nickte der alte Herr und folgte seinem jungen Assistenzarzt auf den Korridor. Er war recht begierig, was der junge Mann ihm gerade jetzt zu sagen hatte.

Brandeis schöpfte tief Luft; dann begann er leise: „Herr



Gegen feindliches Geschützfeuer gesicherter Aufenthalt einer Feldwache.

Medizinalrat, ich wüßte noch ein Mittel, durch das wir Mrs. Norman vielleicht von ihrer fixen Idee heilen könnten.“

„Wie? — Ah, das wäre ja vortrefflich! — Aber bitte, was meinen Sie, was wir tun sollen?“ fiel ihm Körting eifrig ins Wort.

Brandeis lächelte sein verbindlichstes Lächeln: „Verzeihung, Herr Medizinalrat; aber ich hätte vorher noch eine kleine Bedingung. — Sie wissen wohl: eine Hand wäscht die andere!“

„Um, mein junger Freund, Sie setzen mir da sozusagen die Pistole auf die Brust; aber wenn es in meiner Macht steht, warum nicht! — Worin besteht also die Bedingung?“

„Wenn Sie mir die Hand Ihrer Tochter gewähren! — Von Fräulein Margas Seite habe ich keine Abweisung zu befürchten!“

„So, so!“ entgegnete Körting und konnte sich trotz seiner aufgeregten Stimmung eines flüchtigen Lächelns nicht enthalten. „Es ist ja sehr brav von Ihnen, daß Sie dann doch noch meine Einwilligung für nötig halten, aber in diesem Augenblick wird mir mein Segen ja volens volens erpreßt. — Nun gut, wenn Mrs. Norman meinem Institut erhalten bleibt, und das wird sie, wenn es Ihnen gelingt, sie von ihrer verrückten Idee zu befreien, will ich mir die Sache mal ernstlich überlegen. Aber jetzt zeigen Sie erst Ihre Kunst, Sie Schlauberger.“

Bergnügt lächelnd betrat Brandeis wieder das Zimmer.

„Nur Geduld, Mrs. Norman, wir werden den frechen Störenfried bald haben!“ tröstete Brandeis freundlich. „Ich bin jetzt auch der Ueberzeugung, daß Sie tatsächlich einen Käfer verschluckt haben.“

„O, nicht wahr, Doktor, Sie glauben auch? Yes, ich wußte ja, daß Sie ein tüchtiger Doktor sind. Sie werden die Käfer fangen — will you? — O, wie sie wieder krabbelt, die horrible Käfer!“ Es beruhigte sie scheinbar bedeutend, daß man ihr die Existenz des Käfers nicht mehr bestritt. Geduldig wartete sie nun auf des Doktors Eingreifen.

Brandeis verließ wieder das Zimmer und begab sich auf den Korridor, wo Körting noch immer unruhig, in Gedanken vertieft auf und ab schritt.

„Nun?“ forschte er, als der Assistenzarzt auf ihn zutrat. „Herr Medizinalrat, ich muß die Magenpumpe einmal zu kurzer Benutzung haben.“

„Aber mein lieber Brandeis,“ entgegnete der Medizinalrat und eine starke Enttäuschung malte sich in seinen Zügen, „wird die Benutzung der Magenpumpe nicht völlig unnütz sein? Wir

einen. Jetzt, wo es düster ist, rennen die Biester allerwegens rum. Ich komme denn sofort raus!“ —

Etwas mißtrauisch betrachtete Mrs. Norman die herbeigeschaffte Pumpe und den obligaten Eimer.

„Das dauert nur einen Augenblick, dann werden wir Ihren Käfer schon an die Oberwelt befördert haben!“ tröstete Brandeis. „Jetzt nur ruhig stillhalten — es tut nicht weh!“ Er wandte sich nach der Tür. „Ah, sieh da, Hannes, bist Du hier? — Du sollst mir ein wenig behilflich sein. Es ist alles in Ordnung, nicht wahr?“

„Ja, Herr Doktor!“ bestätigte Hannes treuherzig und warf einen vergnügten Blick auf seine rechte Faust, in der es ebenso lebhaft krabbelte wie in Mrs. Normans Magen.

„Hurra, wie hebbt em!“

Hannes fiel in sein geliebtes „Platt“ und sprang von einem Bein aufs andere.

„Wahrhaftig! Meinen besten Glückwunsch, Mrs. Norman!“ fügte Brandeis hinzu und sein Gesicht strahlte vor eifriger Freude.

Mrs. Norman, die mit geschlossenen Augen würgend und röchelnd die unangenehme Prozedur des Magenaspumpens hatte über sich ergehen lassen, öffnete die Augen und warf einen Blick in den Eimer.

Wahrhaftig, da schwamm der entsetzliche Käfer, der sie so lange gequält hatte. Ein ganz anständiger Kerl war es; pechschwarz und ver-teufelt lebhaft.

Da trat ein Leuchten in ihre Augen. „O, liebe Doktor, wie bin ich dankbar! Yes, so sehr — so terrible thankfull!“

Sie drückte ihm begeistert die Hand und ließ sich den schwarzen Quälgeist immer wieder zeigen.

Am andern Tage sah eine fröhliche Gesellschaft auf der Hinterveranda; denn Doktor Herbert Brandeis feierte seine Verlobung mit Fräulein Marga Körting. Auch Mrs. Norman nahm an dem kleinen Feste teil, denn sie fühlte sich vollständig von dem furchtbaren „Krabbeln“ befreit. Kein Wunder allerdings; denn Brandeis hatte sie ja auch geheilt. Dafür hatte sie nun tief in ihre reichgepuderte Börse gegriffen, um sich dem jungen Arzte erkenntlich zu zeigen, und Brandeis fühlte nicht einmal Ge-wissensbisse über seinen

Streich. „Sie hat mich oft genug mit ihrem eingebildeten Leiden gepiesackt,“ meinte er lachend, als er einmal mit seiner Verlobten allein auf der Veranda weilte. „Komm, fülle die Gläser, wir wollen auf unser künftiges Glück anstoßen!“

„Nein,“ lächelte Marga, „ohne Mrs. Norman hätten wir uns gewiß noch nicht so schnell bekommen. Ihr gilt unser erstes Glas: Mrs. Norman soll leben!“

„Und der Feuerwurm daneben!“ rief Brandeis, und hell klangen ihre Gläser aneinander.

Spruch.

Voll stolzer Gedanken
durchdauert unsterblich
der Deutsche die Stürme
mit starker Geduld.

W. Jordan.



Generaloberst von Hindenburg in seinem Hauptquartier. Der Befreier Ostpreußens.

sind uns doch einig, daß Mrs. Norman in Wirklichkeit keinen Feuerwurm verschluckt hat; also wird die Magenpumpe, genau wie das Emetik, nur einen negativen Erfolg zeitigen.“

„Die Magenpumpe gehört mit in meinen Plan, Herr Medizinalrat,“ lächelte Brandeis. „Und was den Feuerwurm anbelangt, so glaube ich, daß wir ihn unserer Patientin doch noch vorzeigen können.“

„Na, da bin ich aber doch wirklich begierig!“ orakelte Körting tiefgründig und ging nach seinem Arbeitszimmer, um die benötigte Pumpe zu holen.

Brandeis ging jedoch ein paar Treppen tiefer bis er vor dem Gemach des Faktotums angelangt war. Hier hatte er mit Hannes eine Unterredung, bei deren Schluß er dem biedereren Hamburger einen harten Taler in die Hand drückte.

Da verzog sich Hannes breites Gesicht zu dem behaglichsten Lächeln, und dienstbeflissen meinte er: „Lassen Sie mich man machen, Herr Doktor. An dem Kohlenteller greif ich bestimmt

Ein Bekenntnis.

Von Ruth W y s s e n b a c h - Bern.

(Nachdruck verboten.)

London, 16. Mai 1901.

Liebe Elisabeth!

Besten Dank für Deinen lieben, herzlichen Brief, den Du mir geschickt. Du schreibst: Warum bist Du stets so traurig? Warum, ja warum! Du schreibst ferner: Du stehst auf der Höhe des Lebens, solltest glücklich sein.

Ich bin wohl glücklich, liebe Elisabeth, aber oft ergreift mich tiefe, schmerzliche Wehmut, das ist zu Zeiten, wo ich tief über das Dasein nachdenke. Meine Jugend, meine so traurige Jugend kommt mir dann immer wieder in Erinnerung.

Du weißt von mir nur, daß ich oben bin, auf der Höhe, wie Du es zu nennen liebst.

Du schreibst: Du bist Gräfin, trägst einen vornehmen Namen, hast einen Gatten, der dich auf Händen trägt, und scheinst doch nicht ganz glücklich zu sein?

Ja, liebe Elisabeth, das ist alles richtig, ich bin ja auch zufrieden, nur, wenn ich an meine Jugend denke, bin ich tief traurig.

Ich wollte Dir schon lange einmal darüber schreiben, stets habe ich es tun wollen und habe es doch stets wieder gelassen — warum?

Nicht, daß ich mich geschämt hätte, denn Du weißt ja so gut wie ich, daß gegen das Schicksal keiner Macht hat!

Heute will ich Dir alles sagen.

Meine arme, geliebte Mutter hatte den Mut, dem Manne ihrer Wahl zu folgen, nicht in einen Palast, sondern in die Armut, ins Elend.

Statt eines schönen, sonnigen Glückes fand sie sich plötzlich aus ihrem luxuriösen Heim in eine der armsteligsten, primitivsten Wohnungen versetzt. Mein Vater war Künstler, Maler, weder reich, noch berühmt, aber meine Mutter hatte ihn trotzdem geheiratet, da sie ihn innig liebte; ihre Eltern hatten sie deshalb verstoßen. In diesem



Feldzeugmeister Oskar Potiorek,
Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen
Balkan-Armee.

Milien von Not und Sorgen, erblickte ich das Licht der Welt. Trotz des Kammers meiner Mutter gedieh ich prächtig, ich war ihr einziger Glückstrahl, und sie liebte mich zärtlich.

Mein Vater hatte damit gerechnet, daß seine Schwiegereltern nach vollzogener Heirat ihrer Tochter verzeihen würden und ihre Hand nicht von ihr abziehen würden, dem war jedoch nicht so; meine Großeltern taten nichts, um dem Elende zu steuern. Als ich sechs Jahre zählte, verließ uns der Vater, um nie mehr zurückzukehren.

Meine arme Mutter war der Verzweiflung, dem Wahnsinne nahe, aber meinethwillen raffte sie sich endlich auf und nahm den Kampf mit dem Leben auf.

Noch sehe ich das blasse, verhärmte Antlitz vor mir, das, erstarrt in Leid und Schmerzen, nie mehr von einem Lächeln verschönt wurde.

Zwei Jahre später starb sie und ließ mich allein auf der Welt zurück.

Da weder meine Großmutter, noch sonst jemand von der reichen Verwandtschaft sich meiner annahm, so gab mich der Waisenvater zu einem reichen Bauer auf das Land.

Du kannst Dir, liebe Elisabeth, denken, was ich dort durchmachte!

Zuerst striegelten und öften sie meine schönen, goldblonden Locken so lange, bis sie glatt angelatscht am Kopfe waren, flochten mir zwei Zöpfe; ich war ganz entsetzt.

Da ich weiter nichts konnte, mußte ich Tag für Tag, bei Sonnenschein und Regen, barfuß und barhaupt, die Gänse hüten.

Die grüne Wiese, der blaue Himmel, waren mein Entzücken. Nahe bei dem stattlichen Bauernhose war ein großer Wald.

Das war schön. Derselbe war so tief und dicht, daß man kein Ende

sah. Dorthin schickten sie mich oft, um Tannenzapfen zu sammeln. Schnell füllte ich den Sack, den sie mir mitgaben, und dann setzte ich mich auf einen Baumstumpf und träumte. Ich dachte, ich wäre eine Prinzessin, und die Tiere des Waldes kämen, um mich in meiner großen Verlassenheit zu trösten. Aber nur ein Specht hämmerte, ein Pirol pfiff in der Ferne, die Farnenwedel am Bächlein nickten mir leise zu, sonst war alles totenstill in dem dunklen Forste. Aber ich fürchtete mich gar nicht, ich liebte vielmehr diese Einsamkeit sehr.

Ich dachte auch nach über mein trauriges Leben, seufzte und weinte; niemand sah es.

„Ach Mutter, Mutter,“ schrie ich oft, übermannt von dem Leide, das mich oft erfaßte, „warum hast du dein armes Kind verlassen, allein gelassen in dieser kalten Welt, daß ich nun bei diesen harten, groben Bauern sein muß, die mich schlagen, mich schelten, ich tauge nichts, ich verdiene nicht das Essen, ich elender Stadtkind, wie sie mich nennen. Ich habe keine Schuhe, und ach, so weh taten mir zuerst die Steine, die wie spitze Nadeln mir in meine weißen Füße drangen, so daß sie oft bluteten; ach Mutter, siehst du vom Himmel das Leid deines Kindes nicht, hilf mir, o, hilf mir!“

So jammerte ich oft, liebe Elisabeth, aber keine Hilfe wurde mir zu Teil, ich mußte mein herbes Geschick tragen. Kannst Du es mir verdenken, daß ich böse wurde, verstockt und störrisch? Das kleinste Tier wehrt sich, wenn man es quält.

Der Bauer war ein böser Mann, einmal schlug er mich halb tot, weil eine der Gänse in das Nachbarfeld lief und ich es nicht gleich sah.

Hart und stolz waren auch die Bäuerin und ihre Töchter; sie schupften und stießen mich hin und her, wie eine räudige Kage. Niemand liebte mich, ich liebte niemand; nur der Thras, der große Hofhund, war mein einziger Freund, der mich oft mit seinen guten, treuen Augen anblickte, als wollte er mich trösten.

Der Schulweg war im Winter weit und schwer. Tiefer, fußhoher Schnee lag oft, den ich durchwaten mußte. Die Bauernbuben zwifften mich in die Arme, schlugen mich wohl auch, und je mehr ich weinte, desto mehr lachten sie mich aus. Die Mädchen machten es nicht viel besser.

O, was habe ich gelitten; das kann ich Dir gar nicht sagen. Aber dann kam wieder der Frühling, und ich konnte wieder auf die Wiese gehen mit meiner Schar Gänse, wo die tausend und tausend Maßliebchen blühten, die ich alle pflücken konnte, wenn ich wollte, aber ich ließ sie alle stehen, denn in dem alten, kalten Bauernhause liebte man die schönen Blumen nicht.

So gingen die Jahre dahin, freudlos, düster und trübe; kein Sonnenstrahl hat meine Jugendzeit erhellt. Endlich, endlich, schlug die Stunde der Befreiung. Ich konnte wieder in meine Heimatstadt zurückkehren.

Noch folgten trostlosere Jahre, liebe Elisabeth. Ich will Dir nicht schildern, wie ich die Zeit bis zu meinem achtzehnten Jahre verbracht habe; sie waren fast noch trauriger, als die auf dem Lande. Die Schule des Lebens habe ich bis zur Reife durchkosten müssen.

Da starb meine Großmutter, mein Großvater war schon früher gestorben, und da meine Mutter das einzige Kind war, fiel das große Vermögen also mir zu.

Es wäre mir nicht eingefallen, Künstlerin zu werden, wenn nicht zufällig Professor Kummer meine Stimme entdeckt hätte.

Auf sein Zureden ging ich nach Mailand an das Konservatorium. Bald war ich so weit, daß ich auftreten konnte, und zwar, da ich ja, wie Du weißt, eine prächtige Koloraturstimme hatte, war mein erstes Engagement gleich an der Mailänder Scala.

Auf einer meiner späteren Gastspielreisen lernte ich meinen Mann, den Grafen Vanden-Hoeth kennen. Noch glaubte ich, meinem mir so lieben Berufe treu bleiben zu müssen, und gab nicht gleich mein Jawort, aber die rührende Treue und Standhaftigkeit des Grafen bewegten mich endlich, ihn zu erhören, und heute bin ich eine Frau der ersten Londoner Gesellschaft, verkehre sogar am Hof, und das arme Mädchen von einst könnte glücklich sein, wenn nicht die Schatten der Vergangenheit mich oft quälten, denn ich habe einen Gatten, der mich vergöttert, dessen Liebe gut und wahr, mich für alles frühere Leid entschädigt, habe drei prächtige Kinder, die mir nur Freude bereiten, und doch bin ich oft traurig. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie es ist, wenn man solche Jugend verlebt hat, wie ich.

Von meinem Vater habe ich nie mehr etwas gehört. Ich weiß nicht, ob er noch lebt oder schon tot ist. Ich denke oft, daß er seiner Strafe nicht entgeht, so oder so, denn: es gibt eine Vergeltung.

Meiner geliebten Mutter habe ich ein prächtiges Grabmal von einem der berühmtesten Künstler errichten lassen; es ist das einzige, was ich für die teure Tote tun konnte. Ach, daß sie lebte, um sich an meinem Glücke mit zu freuen, aber leider bedt sie die Erde, zu früh mußte sie ins Grab; sie war erst zweiunddreißig Jahre alt.

Infolge meiner Triumphe als Sängerin sowie der großartigen Heirat haben sich meine Verwandten meiner zu erinnern geruht, aber ich will nichts von ihnen wissen, ich bin zu verbittert. Haben sie mich in meiner Armut nicht gekannt, so brauchen sie mich jetzt auch nicht zu kennen.

Ich war voriges Jahr einen Tag in der Heimat; ich hörte,

daß sie von mir wie von einem Phänomen reden; es läßt mich sehr kalt! Du wirst mir nachfühlen können, was ich denke! Und nun, liebe Elisabeth, schließe ich für heute in der Hoffnung, bald wieder etwas von Dir zu hören.
In treuer Liebe grüßt Dich

Deine Maria, Gräfin Vanden-Boeth.

In England.

Britannia, stolzes Königreich,
Kein andres schien dir auf Erden gleich.
Durch Habucht geblendet, Gott sei's geklagt! —
Hast Tausende du in den Tod gejagt.
Die friedlich schafften am heimischen Herd',
Sieruhen nun still in der fremden Erd'.
Doch das Blut der Gefallenen im Schlachtfeld weit
Zum Himmel empor um Vergeltung schreit.
Du streutest Lüge und Haß ins Feld
Und erntest? Verachtung der ganzen Welt!
Vielleicht schon erweist sich nach kurzer Frist,
Wie klein, wie klein du geworden bist.

Bruno Wehner.

Deutsche Kleidung.

In wahrhaft erhabender Weise ist die Einigkeit und die Vaterlandsliebe des deutschen Volkes bei Beginn des Krieges zu Tage getreten. Mit bewundernswerter Selbstverständlichkeit sind von allen, von Mann wie Frau, für das Vaterland Opfer gebracht worden, die für alle Zeiten als ein leuchtendes Beispiel des hohen sittlichen Wertes unseres Volkes dastehen werden.

Die deutschen Frauen haben alle, je nach Fähigkeit und Stellung, seit Beginn des Krieges in größerem oder kleinerem Kreise nach Kräften gewirkt, und jede noch so große und schwere Forderung, die etwa in Zukunft an sie herantreten sollte, werden sie gern auf sich nehmen, wenn es sich um das Wohl des Vaterlandes handelt. Der augenblickliche Krieg, der durch Reid und Mißgunst des Auslandes über unsere wirtschaftlichen Erfolge heraufbeschworen ist, bietet der Frau ein neues Arbeitsfeld, wenn sie sich im Interesse unseres Wirtschaftslebens für eine vom Ausland und von ausländischer Mode unabhängige, der deutschen Frau würdige Kleidung einsetzt und damit auch zu ihrem Teil beiträgt, unsere wirtschaftliche Unabhängigkeit zu fördern. Der Fernstehende bedenkt nicht, wie hoch diese Arbeit, auch wenn sie sich beim Einzelnen in engen Grenzen bewegt, der Allgemeinheit nützt, wenn man berücksichtigt, in welchem Umfange der Bedarf unserer Bekleidungsindustrie durch den Einfluß der französischen Mode im Ausland gedeckt wird, und wie unserer an sich nicht minder leistungsfähigen einheimischen Industrie durch Ueberschätzung ausländischer Ware die Arbeitsmöglichkeiten erschwert werden.

Allein nicht nur in volkswirtschaftlicher, auch in künstlerischer und ethischer Beziehung entstehen uns durch Nachahmung der französischen Mode Schäden. Die künstlerische Entwicklung Deutschlands ist so mächtig gewesen, daß sie auch fernstehendere Gebiete in Handwerk und Industrie aufs günstigste beeinflusst hat. Nur die Kleidung macht eine unrlühmliche Ausnahme, was um so bedauerlicher ist, als gerade die Kleidung ein ziemlich sicheres Dokument für den Stand der Kultur eines Volkes abgibt. Die französische Damenmode trägt den Stempel der Deladenz in künstlerischer Beziehung. Ist nun eine derartige Kleidung der deutschen Frau angepaßt? Wir sollen unser gesundes, natürliches Empfinden nicht abstumpfen lassen, auch nicht durch Massenerschöpfung auf diesem Gebiete!

Der Verband für Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur arbeitet seit Jahren an der Verbesserung der Frauenkleidung in gesundheitlicher, künstlerischer und volkswirtschaftlicher



Landrat von Lüden übernahm als Mitglied des Gouvernements die Verwaltung des Kreises Ostfriesland.



Generalmajor Jung, Gouverneur von Ostfriesland.

Deutsche Verwaltung in Feindesland.

dort zusammenfindet, ganz vortrefflich. Das sind ihre Hauptabnehmer, und es sind die, die diesem Laster rettungslos verfallen sind, sobald sie von ihm gekostet haben. Besondere Opiumhallen gibt es in Moskau nicht. Man raucht das Zeug zu Hause; meist wird es dem Tabak beigemischt. Die leidenschaftlichen Opiumraucher sind diejenigen, für deren abgestumpfte Nerven der Schnaps bereits viel zu schwach und wirkungslos geworden ist. Unter der Intelligenz ist dieses scheußliche Laster noch nicht verbreitet. Dafür verbreitet sich in diesen Schichten das Morphem. Die amerikanische Sotte, das Opium nicht zu rauchen, sondern zu kauen, sagt wohl den Chinesen zu, nicht aber den Moskauer Rauchern. Daher finden die aus Amerika hier eingeführten Tabletten keinen Absatz. Uebrigens doch: in den Lasterhöhlen am Chitrowomarkt, und der berüchtigten Tskutscha trinkt man das Zeug. Zwei Tabletten werden in einer halben Flasche Wasser aufgelöst. Es soll nach Angabe der Sachverständigen herrlich schmecken.

Sprüche.

Wie mancher regsame Geist wird auf Lebenszeit flügelarm, weil er zu lange in der Jugend das Joch trägt, welches pedantische Weisheit nach dem Radenmaße der Dummheit anfertigen lassen.

Du weinstest einst, als du die Welt begrüßt,
Doch aller Lächeln grüßte dein Erscheinen;
Gott gebe, daß, wenn du die Augen schließt,
Dein Antlitz lächle, während alle weinen.

Beziehung. Die Zahl seiner Anhänger ist, besonders seit Beginn des Krieges, in steter Zunahme begriffen, aber die Mitarbeit aller Frauen ist notwendig, wenn die deutsche Mode nicht nur eine vorübergehende, durch wirtschaftliche Notlage hervorgerufene Zeiterscheinung werden soll. Die deutsche Kleidung kann nur dann lebensfähig gestaltet werden und zwar derart, daß sie allen Anforderungen entspricht, wenn der feste Wille und die Mithilfe aller Frauen dafür vorhanden und wenn der Sinn für das Gesamtwohl des deutschen Volkes in allen lebendig ist.

Wahrhaft deutsches Wesen wird sich nur dann dauernd durchsetzen, wenn es alles durchbringt: unsere Gesinnung, unsere Lebensart, unsere Kleidung!

Opium in Moskau.

In einer der schmuggigsten Straßen in der Nähe der Radomaja liegt das chinesische Viertel in Moskau. Die chinesische Kolonie war bis vor kurzem noch nicht allzu zahlreich; in den letzten Jahren aber wird der Zubrang der bezopften Söhne des Himmlichen Reiches zum Mitterchen Moskwa immer stärker. Den Kaufleuten und Gewerbetreibenden, die große Geschäfte betreiben und über Kapitalien verfügen, folgten die kleinen Straßenhändler, die Seidenhändler und Spitzenhändler, dann Kleinkrämer, die vorgeben, echt chinesische Waren zu besitzen. Meistens haben sie ihre Familien in China gelassen. Sie betreiben ihre Geschäfte auf ihr eigenes Risiko. Diese sind es, die das nationale Laster des Opiumrauchens nach Moskau gebracht haben. Es ist nicht leicht, sich das teure Rauchmaterial zu verschaffen. Anfangs rauchten sie es nur selbst; jetzt aber haben sie Wege gefunden, das Gift, dessen Einfuhr streng verboten ist, unter dem Deckmantel von

chinesischem und japanischem Parfüm einzuschmuggeln, und nun verkaufen sie es ganz flott mit großem Vorteil. Man dürfte wohl bei jedem chinesischen Straßenhändler unter seinem Kram ein kleines rotes Körbchen finden, das zehn Billen Opium nebst einem kurzen Pfeifchen enthält. Das ist natürlich zum eigenen Gebrauch. Die Bezopften wissen sehr genau, daß man ihnen auf die Finger sieht, und daß sie, wenn sie gefaßt werden, strenge Strafen zu erwarten haben. Sie verkaufen daher diese Schächtelchen nur an Leute, die sie genau kennen. Die chinesischen Musikanten und Tänzer dagegen handeln viel offener mit Opium. Sie schleichen um die Trink- und Tschallen, um die verurteilten Kellertneipen und Nachtasyle; sie kennen das lichtkeine Gefindel, das sich

Ernst und Scherz.

Sprüche.

Durch Ausharren ebnen wir Berge,
setzen dem Meere Grenzen und machen aus
Steinen Städte und Paläste und Mauern.

*

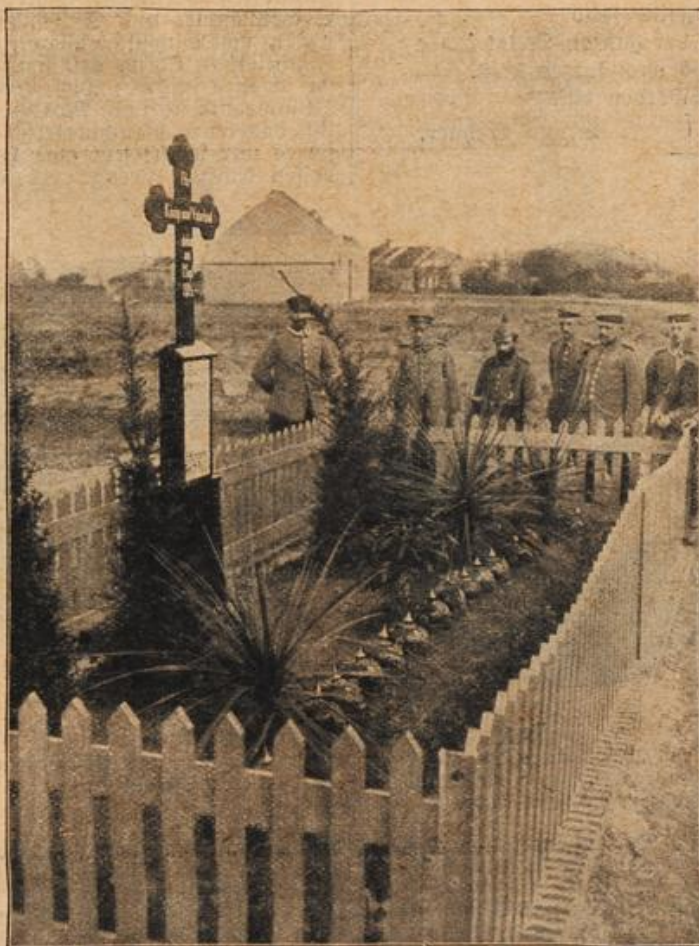
Der echte Heldensinn reicht fest, kühn,
ruhig der Gefahr die Hand, und weicht sie
dem eisernen Drucke nicht, so umfaßt er sie
ringend, bis einer von den zweien erliegt.

Ver schwundene deutsche Universitäten.

Die Eröffnung der Universität Frankfurt a. M. gibt Anlaß, den Blick in die deutsche Vergangenheit zurückzulenken und sich aufgehobener Universitäten zu erinnern, die einst hochberühmt, längst der Vergessenheit anheim gefallen sind. An erster Stelle muß hier die Universität Helmstedt genannt werden, mit der die heutige wissenschaftliche Welt noch in gewisser Beziehung verbunden geblieben ist. Diese Universität besaß nämlich eine ausgezeichnete Bibliothek, die in der Wolfenbütteler Bibliothek Aufnahme gefunden hat und noch heute von der Gelehrtenwelt benutzt wird. In der Zeit, da das Deutsche Reich eine bunte Mosaik von allerlei Kleinstaaten darstellte, zählte man noch eine ganze Reihe Universitäten, die stets den Mittelpunkt des geistigen Lebens eines jeden Fürstentums bildeten. Jeder Landesvater setzte seinen Stolz darin, auch eine Universität sein eigen nennen zu können. Wir erwähnen nur die nassauische, im Jahre 1654 gestiftete Universität Kassel, deren Aufhebung erst 1807 erfolgte oder die 1619 gegründete Universität Jena, die der Grafschaft Schaumburg gehörte. An der Jenaer Universität lehrten bedeutende Juristen, die den Ruf dieser Lehrstätte weit hin verbreiteten. Ihr Ende fand sie 1809 durch ein Dekret des Königs Jerome, der sie kurzerhand aufhob. Auch große deutsche Städte, vornehmlich die alten freien Reichsstädte, blickten mit Stolz auf eigene Universitäten. Hierhin gehört z. B. die Universität Altorf der Stadt Nürnberg, an der Wallenstein studierte und die erst 1807 in der Erlanger Universität aufging. Brandenburg besaß eine eigene Landesuniversität in Frankfurt a. d. O., an der Heinrich v. Kleist dem philosophischen Studium oblag. Kurachsen besaß sein Geisteszentrum in der Universität Jena. Auch diese beiden Universitäten verfielen dem Schicksal der Vereinigung mit anderen Hochschulen: Frankfurt a. d. O. wurde 1811 mit der Universität Breslau vereinigt, während Wittenberg 1817 mit der Universität Halle verbunden wurde. Wie die weltlichen Fürsten, so wollten auch die geistlichen Landesherren nicht ohne eine Universität bleiben. Zahlreiche Universitäten in den einzelnen Bistümern legen davon bezeugendes Zeugnis ab, so z. B. die Universitäten Bamberg, Regensburg, Mainz, Trier und Paderborn. Sehr wenig bekannt dürfte es auch sein, daß der Große Kurfürst für seine rheinischen

Landes im Jahre 1655 die Universität Duisburg gründete, die erst im Jahre 1802 zu existieren aufhörte. Um die Liste der verschollenen deutschen Universitäten noch zu vervollständigen, seien noch zum Schluß die Jesuitenuniversität Billingen im Bistum Augsburg und die Kurmainzische Universität Erfurt genannt, der 1816 von Preußen ein Ende bereitet wurde.

Das deutsche Heer hat im Kriege 1870/71 nur eine Fahne verloren, die des zweiten Bataillons des 8. Pommerischen Infanterie-Regimentes Nr. 61. Sie wurde am 23. Januar 1871 im Gefecht bei Pouilly unter



Soldatengrab bei Dilsdorf in der Nähe von Löwen.

dem Leichenhaufen ihrer Verteidiger in einzelnen Stücken aufgefunden. Nach Paris gebracht, blieb sie bis 1877 im Gewahrsam des Ministeriums des Innern, dann überwies sie Mac Mahon, der Präsident der Republik, dem Kriegsministerium. Von dort kam sie 1885 in das Artillerie-Museum. Am 20. April 1888 wurde sie in der Kirche des Invalidendoms aufgehängt. Julius Wolff hat den Verlust der Fahne in einem ergreifenden Gedicht geschildert. Es entstand im Februar 1871 in Laigues (Cote-d'Or), wo der Dichter sich als Landwehroffizier aufhielt.

Soldatenbrot. Ein dem heutigen Kommissbrot ähnliches Bäckereierzeugnis wurde schon von den Soldaten der ägyptischen Pharaonen, 2500 Jahre v. Chr., als eiserner Bestand mitgeführt. In Europa wurde es zuerst von Louis, einem Kriegsminister Ludwigs XV., eingeführt, bald darauf durch König Friedrich Wilhelm I.

in Preußen, in Rußland erst vor kurzem und auch nicht in allen Teilen des Reiches.

Die Eisenbahnen wurden im Jahre 1848 zum erstenmal für Kriegszwecke benutzt, und zwar von sardinischen Truppen in Oberitalien im Feldzug Oesterreichs gegen Italien.

Der Schnorrer. „Herr Kommerzienrat, ich hab' gekannt Ihren Vater und Ihre Frau Mutter, ich hab' gekannt Ihre Onkels und Tanten, ich hab' sogar gekannt Ihren Herrn Großvater selig.“ — „Nun sagen Sie mir schon, was Sie wollen und klettern Sie mir nicht immerfort auf meinen Stammbaum herum.“

Ein Renommist. Bekannter: „Vorhin sah ich Sie im Wildbretladen.“ — Vorfors: „Ja, der Wildbretthändler kauft mir immer das Wild ab, wenn ich soviel geschossen, daß ich's allein nicht essen kann.“

Sind Ihre schriftlich? Hans und Heiri stehen vor dem Verhöramt und der Verhörrichter fragt den Hans: „Ist wahr, Hans, händ Ihr an g'hört, der Heiri heb g'heit, wir Richter und Advokate siget alle Spihbuebe?“

Hans: „Jo, Herr Präsident, und er hat no g'heit, er wöll's schriftlich gäh.“ — Verhörrichter: „Händ Ihre schriftlich gäh?“ — Hans: „Nei, nei, mer händ em's so glaubt.“

Zwangslage. Fanny: „Du hast dich mit dem Referendar Schmidt verlobt, trotzdem er dir zuwider war?“ — Rosalie: „Ja, ich konnte aber nichts dafür; er machte mir seinen Antrag unter einem Regenschirm und versicherte mir feierlichst, er werde, wenn ich ihn abweise, es auf meinen Hut regnen lassen.“

Die Letzte. „Du siehst so betrübt aus, und dabei war es doch eine Erbtante, die dir gestorben ist, nicht wahr?“ — „Ja, wohl, aber es war meine letzte.“

Der rücksichtsvolle Gatte. „Können Sie sagen, welcher Gedanke Ihnen am schmerzlichsten wäre?“ — „Ja, sehen Sie, der schmerzlichste Gedanke wäre mir, daß meine Frau eine Witwe werden sollte.“

Milderungsgrund. Richter: „Angeklagter, haben Sie einen Grund zur Milderung Ihrer Strafe anzuführen?“ — Angeklagter: „Allerdings, denn ich bin schon zwanzigmal bestraft worden, und noch nie hat's was g'nügt!“

Rätsel.

Wo kommst du her? — Von weiter Reise,
Genoß auf ihr nicht Trank noch Speise,
Saß eng gedrückt, gebückt in mich,
Und grüße jetzt mit Namen dich;
Doch wer du bist, wer mich gesandt,
Dies alles ist mir unbekannt.
Betrachte meinen Ritterschild,
Vielleicht erkennst du drauf das Bild;
Wo nicht, so brich ihn fed entzwei
Und forsche, wessen Sohn ich sei.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Möde, Odem.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Geht vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
E. Kellen, Bredeneu (Mhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Fiedel & Koenen, Essn (Mhr).